

Gerd Koenen

## Beitrag auf dem Bremer Kolloquium

„Europas gespaltene Erinnerungen“, 7. Dez. 2013

Ich möchte an einem zentralen Gedanken anknüpfen, den Timothy Snyder hier entwickelt hat: nämlich dass sich am „Auschwitz“-Topos eine Art Grundaufstellung der historischen Erinnerung kristallisiert habe, die sich in „Zivilisierer“ und „Nationalisierer“ teilen lasse. Da wäre einesteils die in den Nationalsozialismus abkippende, sich selbst zerstörende oder verstümmelnde deutsche Zivilisation, deren Massenverbrechen von Dan Diner als ein regelrechter „Zivilisationsbruch“ bezeichnet worden sind. Da ist andererseits dieser mittelosteuropäische Raum, der aus deutscher Perspektive in der Zwischenkriegszeit als ein bloßes „Zwischeneuropa“, ein von den westlichen Siegermächten in Versailles installierter „Cordon Sanitaire“ mehr oder weniger willkürlich zugeschnittener Einzelstaaten wahrgenommen worden ist, die zu einer eigenständigen, höheren Kultur und Staatlichkeit nicht fähig waren und auch deshalb zum Kerngebiet der „Bloodlands“ wurden. Und jenseits dessen lag eine Sowjetunion, die – so Snyders These – in der Erinnerungsaufstellung eher auf die Seite der „Zivilisierer“ gerechnet wird, während die Länder des heutigen Mittelosteuropas auf der Seite der „Nationalisierer“ stehen.

Dabei ist weder der eine noch der andere Begriff pejorativ bzw. affirmativ zu verstehen; allerdings geht Snyders Argumentation, wenn ich recht verstehe, dahin, die angeblich borniertere Perspektive der „Nationalisierer“ gegenüber der angeblich universelleren der „Zivilisierer“ zu rehabilitieren. Ob man diese Begriffe passend findet, kann dabei erst einmal dahingestellt bleiben; es ist klar, was im Großen und Ganzen gemeint ist. Ich möchte diese Einteilung im Sinne unseres Themas einer „geteilten Erinnerung“ im Prinzip aufnehmen, das Bild aber durch einige zentrale Befunde meines Buchs „Der Russlandkomplex“ etwas weiter nuancieren bzw. ihm eine historisch-genetische Dimension geben, die über das

Chronotop von 1933 bis 1945, in dem Snyder die „Bloodlands“ angesiedelt hat, in beide Richtungen hinausreicht.



Zunächst ist festzuhalten, dass die UdSSR besonders für die Deutschen, aber auch für große Teile der westlichen und vermutlich auch der mitteleuropäischen Öffentlichkeiten, über weite Strecken, wenn nicht bis ihrem Ende, im Kern noch immer mit „Russland“ identifiziert wurde – um das es heute auch wieder geht. Die ganzen 1920er Jahre hindurch sprach man in Deutschland so gut wie nie von der Sowjetunion, sondern von „Sowjetrussland“ oder vom „Neuen Russland“. Was aus diesem Moskauer Großstaat neuen Typs einmal werden würde, als was er sich am Ende entpuppen würde, erschien noch ganz unklar. Klar war nur, dass die „Union Sozialistischer Sowjetrepubliken“ eine Verwandlungsform des alten Russischen Reiches war, zu dem die Deutschen über zwei Jahrhunderte hinweg eine besondere, vielfältig changierende Beziehung unterhalten haben, die in einem binären Freund/Feind-Schema nicht aufgeht.

Das Changierende dieser Beziehungen und Wahrnehmungen ergab sich – um nur ein paar Stichworte zu nennen – zum Beispiel daraus, dass man es an der Basis mit einem riesigen Bauernland zu tun hatte, wobei es keine Rolle spielte, ob diese Bauern Russen, Ukrainer oder was immer waren. Wenn vom „russischen Menschen“ die Rede war, dann war ein einfacher, bäuerlicher Mensch gemeint, den man ihn fast im selben Atemzug negativ (als „primitiv“, „schmutzig“ etc.) oder positiv (als „unverbildet“, „seelenvoll“ etc.) beschreiben konnte – und oft lag nur eine Nuance dazwischen. Weit oberhalb dieser stationären bäuerlichen Basis erstreckte sich eine Zivilisationsschicht, die fast völlig europäisiert und zu großen Teilen eben deutsch geprägt war. Das galt nicht nur für die vielfältigen, beinahe exklusiven verwandtschaftlichen Beziehungen, die es seit petrinischer Zeit zwischen einigen deutschen Fürstentümern und dem russischen Hof gegeben hatte; das betraf auch das bedeutende, zeitweise fast dominante deutsche Element im zaristischen Verwaltungsapparat, besonders im Militär oder bei der der Polizei; es betraf ein weiträumig agierendes, oft prosperierendes russlanddeutsches Unternehmertum, das sich im Baltikum oder an der Wolga auf große, aktive städtische oder agrarische deutsche Siedlungsker-

ne stützen konnte; und das betraf die vielen deutschen Wissenschaftler und Schulmeister, Ingenieure oder Agronomen an den Akademien, Schulen und Hochschulen oder in den Großunternehmen und Planungsbehörden des Zarenreichs. Diese Aufzählung ließe sich noch fortsetzen.

Dazu kam Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, was Thomas Mann damals als „das Wunder der russischen Literatur“ rühmte. Russland entpuppte sich als eine „Kulturnation“ allerersten Ranges, teils betont konservativen Zuschnitts, teils existenzialistisch revolutionär gestimmt, und formal als Avantgarde auf so ziemlich allen Gebieten der Literatur, der modernen Kunst, der Musik, des Theaters usw.

Andererseits war dieses Russische Reich am Beginn des 20. Jahrhunderts ein Land, das wegen der notorischen Unruhe in seinen modernen, städtischen Milieus, von der Intelligenz bis zu den Arbeitern, aber zunehmend auch unter seinen Bauern angesichts des überkommenen, starren zaristischen Machtsystems zu einer Revolution verurteilt schien. Diese Revolution figurierte, zumal nach den Erfahrungen des Ausbruchs von 1905, in den strategischen Erörterungen der deutschen Reichsleitung vor und im ersten Weltkrieg als eine Tatsache, mit der man mehr oder weniger rechnen konnte, wenn es sich darum handelte, dieses Vielvölkerreich durch seine kriegerische Überbeanspruchung in einen Zustand der „Dekomposition“ zu treiben und es so aus der Front der Feinde herauszubrechen bzw. einer deutschen „Durchdringung“ zu öffnen. Die Frage war nur, welche Akteure in einer solchen Revolutionierung und Zerlegung Russlands zum Zuge kommen würden. In diesen Zusammenhang gehörte die kaltblütige Förderung der Bolschewiki und vieler anderer russischer, ukrainischer oder georgischer Revolutionäre durch das kaiserliche Deutschland.

Am Ausgang des chaotischen Revolutionsjahrs 1917, nach der Machteroberung der Bolschewiki, zeigte sich das alte „Russland plötzlich verwandelt“, wie man mit einem Buchtitel Kischs sagen könnte, und die deutschen Dekompositionspläne schienen aufgegangen – und das selbst über die eigene Niederlage und die Fieberschübe einer Bolschewismusfurcht 1918/19 hinaus. Im russischen Bürgerkrieg und in der Abwehr westlicher Interventionen und Teilungspläne erstand der Moskauer Staat in neuer Form wieder auf, als eine um „Sowjetrussland“ gruppierte neue Union. Im Zeichen einer gemeinsamen Frontstellung ge-

gen das „Versailler Weltsystem“ ergab sich in den 1920er Jahren so ein vielschichtiges und doppelbödiges Spiel deutsch-russischer Verbindungen. Der Rapallo-Vertrag von 1922 hatte unter seiner harmlosen Oberfläche eine deutlich strategisch-revisionistische Komponente, die sich etwa in der geheimen, sehr weitgehenden Militärezusammenarbeit ausdrückte. Zugleich gab es eine dicht befahrene Kulturschiene Moskau-Berlin. Es gab große ökonomische Kooperations- und Erschließungsprojekte. Und es gab im Weimarer Deutschland eine regelrechte literarische Obsession mit dem alten und dem neuen Russland. Das wieder aufgerichtete Sowjetrussland war für das amputierte, in seinen Weltmachtambitionen zurückgestutzte Deutsche Reich noch immer und jetzt sogar noch mehr das Inbild eines großen, vielgestaltigen Territorialreichs, das potentiell (in welcher Weise auch immer) für die im Westen blockierte und gedemütigte Weimarer Republik einen Ausweg oder jedenfalls einen fast natürlichen Betätigungsraum zu bieten schien.

Die Hitlerschen Ostraumpläne waren eine direkte Umkehrung der vielfältigen „Ostorientierungen“ dieser Zeit, wie sie gerade auch in deutschnationalen oder nationalrevolutionären Milieus grassierten; wobei mit dem „Osten“ immer Russland gemeint war. In „Mein Kampf“ gab Hitler daher explizit als die neue Losung aus: Statt „Ostorientierung“ – „Ostpolitik“. Der junge Goebbels war wie vor den Kopf geschlagen, als Hitler aus dem Gefängnis kam und bei der Führertagung Anfang 1926 seine neue Doktrin verkündete: Mit Sowjetrussland könne man sich nicht verbünden, man müsse seinen Zerfall beschleunigen und sich im Zuge dessen „Lebensraum im Osten“ sichern.

Zu dem zu arrondierenden und kolonial zu durchdringenden Ostraum rechnete Hitler an erster Stelle sicherlich (in den Spuren der Ludendorff'schen Ostpolitik) eine vom Moskauer „jüdisch-bolschewistischen“ Zentrum sich lösende Ukraine; aber natürlich ging es immer auch um das Baltikum, um Polen, die Tschechoslowakei oder Rumänien. „Lebensraum im Osten“ – von dem schon das erste, von Rosenberg verfasste NSDAP-Programm 1921 gesprochen hatte – hieß zunächst nur, dass Deutschland sich eine Einfluss- und Erweiterungszone im Osten schaffen müsse, bestehend aus Ländern, Gebieten oder Staaten, die in welcher Form immer dem Reich politisch und wirtschaftlich anzugliedern waren. Das konnten Verbündete, Klienten oder Vasallen sein. Es bedeutete nicht not-

wendig territoriale Expansion und Annexion, und erst recht bedeutete es nicht eine militärische Zerschlagung der gesamten Sowjetunion; das wäre 1925/26 auch eine reichlich vermessene Idee gewesen. Klar war nur, und damit bewegten die Nazis sich in einem relativ breiten Strom der Weimarer Politik und Publizistik, dass die Zukunft Deutschlands im weiten Osten der „jungen Völker“ lag, und nicht im alten Westen, der nicht nur den Nazis dekadent, „verniggert“ und „verjudet“ erschien.

Eine Politik des „Lebensraums im Osten“ konnte man hypothetisch auch in einer losen Allianz oder Koordinierung mit Sowjetrußland verfolgen, als dem anderen großen Gegner der Versailler Weltordnung. So dachte ja ein großer Teil der Reichswehrführer, wenn sie in ihren Kamingesprächen mit der Führung der Roten Armee eine Zerschlagung Polens ventilierten; so dachte ein Gutteil der nationalistischen Intelligenz, etwa im fluktuierenden Feld der Gruppen und Organe der „Konservativen Revolution“; und so dachte eben auch ein Gutteil der Nationalsozialisten selbst, wie der linke NS-Flügel um die Strasser-Brüder oder eben den jungen Goebbels, der, als er von Hitlers neuer Doktrin hörte, fassungslos in sein Tagebuch schrieb: Wir – gegen Rußland?!

Aber selbst in Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“, der 1930 herauskam, ist ein rotes „Moskowien“ perspektivisch noch immer Teil des geopolitischen Spiels, und keineswegs notwendig ein Feind Deutschlands – sofern es eben gelänge, den expansiven Bolschewismus von Westen nach Osten, nach Asien umzulenken, wohin er eigentlich gehörte und wo er sogar große Aufgaben hätte; während Mittelosteuropa vom Baltikum (Rosenbergs Heimat) abwärts bis zur Ukraine in der einen oder anderen Form als Betätigungsfeld und Lebensraum eines nationalsozialistischen Deutschlands designiert war. So lautete in etwa die strategische Generallinie Anno 1930, im Moment des Aufstiegs der Hitler-Bewegung.

Tatsächlich war von einer Zerschlagung der Sowjetunion in Hitlers Propaganda vor der Machteroberung kaum die Rede, so auch nicht in seiner Programmrede vor deutschen Schwerindustriellen im Düsseldorfer Rhein-Ruhr-Klub 1932, für die die Stalinschen Fünfjahrpläne ja eher ein Rettungsanker in der Weltwirtschaftskrise waren. Von der in „Mein Kampf“ zentral stehenden Hypothese, dass das „große Reich im Osten“ wegen seiner jüdischen Beherrscher dem

Zerfall geweiht sei, war jetzt keine Rede mehr. Eher firmierte die rapide sich industrialisierende Sowjetunion Josef Stalins als ein stählerner Moloch, der Deutschland und Europa bedrohen könne, vor allem von innen her, nämlich über die Kommunistischen Parteien. Vom „jüdischen Bolschewismus“ war mit keinem Wort die Rede; und überhaupt wurde dieser Topos angesichts der Agitation der Stalinisten gegen „Judas Trotzki“ und die Trotzlisten nur noch viel seltener und verhaltener gebraucht. Die zentrale These der NS-Propaganda lautete stattdessen: die Versailler Mächte und der Weltkapitalismus wollen uns finanziell aussaugen, wehrlos halten und kulturell überfremden, und das bolschewistische Moskau will uns mittels der von dort gesteuerten Kommunisten (auch wenn die seit 1930 ihrerseits äußerst nationalistisch auftraten) scheinbar stützen, in Wirklichkeit aber unterminieren.

Die Machteroberung Hitlers bedeutete anfangs noch keinen Bruch mit der Sowjetunion; man brauchte sie noch als Gegengewicht. Erst ab 1934/35 schwenkte die deutsche Politik abrupt auf eine Linie und Rhetorik um, worin das nationalsozialistische Deutsche Reich (mit durchsichtigen taktischen Absichten) sich gegenüber den Westmächten, aber auch den autoritären Regimes in Mitteleuropa, als ein Bollwerk gegen den Bolschewismus präsentierte – das deshalb in einem Akt der Notwehr legitimiert sei, die Fesseln von Versailles abzustreifen. Als das 1935 im Wesentlichen gelungen war, und als mit dem Anschluss Österreichs und dem Münchener Abkommen 1938 sogar die kühnsten großdeutschen Territorialziele erreicht waren, da begann die NS-Führung unter der Hand wieder die ältere, an sich ja bewährte Option einer Politik mit Sowjetrußland auszuloten. Die „Anti-Komintern“, ohnehin kaum mehr als eine Abteilung im Propagandaministerium, wurde schon im Winter 1938/39 in aller Stille beerdigt.

Die Sowjetunion ihrerseits hatte ungeachtet aller Antifa-Rhetoriken und Volksfront-Strategien nie aufgehört, um die Wiederherstellung der früheren, stillen Bündnisbeziehung mit Deutschland zu werben. So gab es zwischen 1935 und 1938 eine Reihe von Sondierungen und diskreten Angeboten. Die Inhaftierung und Ermordung des Gros der deutschen Emigranten im Großen Terror tat ein Übriges, um den Weg frei zu machen. Gleich nach München ließ Stalin die Antifa-Propaganda jedenfalls deutlich zurückfahren, während er gleichzeitig sehr

aufmerksam das Ansteigen der Spannungen zwischen Hitler-Deutschland und den Westmächten nach der Pogromnacht des 9. November 1938 registrierte. Schon im Februar 1939 schob er dem Rüstungskommissar Kaganowitsch bei der Sitzung des Politbüros einen Zettel über den Tisch: Was könnten die Deutschen uns liefern? Der Pakt vom August 1939 bahnte sich über diskrete Wirtschaftsverhandlungen an; und dabei ging es von vornherein um kriegswichtige Güter, die man keinem potentiellen Gegner liefert.

Anfang September – nach dem deutschen Überfall auf Polen – bemerkte Stalin in einer seiner Instruktionsstunden gegenüber Dimitrov als dem nominellen Führer der Komintern: Hitler leistet uns gute Dienste bei der Zerschlagung des Weltkapitals; und dabei werden wir ihn vorerst unterstützen. Das ging über rein taktische Erwägungen weit hinaus. Die Sowjetunion selbst profitierte von dem Teilungspakt ja auf riesigem Terrain und führte ihre eigenen, parallelen Kriege und blutigen Säuberungen im Westen wie im Fernen Osten. Allerdings war Hitler dann etwas zu erfolgreich, als er Frankreich und halb Europa im Handstreich überrannte. Dennoch gab es von sowjetischer Seite jedenfalls keine Absage, als Ende 1940 die Japaner zu einem Viererpakt gegen die Westmächte einluden. Es war vielmehr Hitler, der das gar nicht in Erwägung zog und seine strategischen Linien schon neu zog. Stalin dagegen konnte sich einfach nicht vorstellen, dass der Mann so dumm sein könnte, sich – während er den Krieg gegen das britische Empire nicht zur Entscheidung bringen konnte – schon gegen ihn, gegen die Sowjetunion zu wenden. Selbst als die Spatzen es von den Dächern pfliffen, dass die deutsche Armee in Polen aufmarschierte, und als seine Marschälle Stalin sagten: Wir müssen etwas tun, drohte er ihnen: Wenn ihr einen Finger rührt, werdet ihr einen Kopf kürzer gemacht.

Daher rührt diese ganze jüngere Präventivkriegsdebatte. Dabei würde ich fast sagen: Hätten sie es doch bloß getan! Hätten sie doch präventiv zugeschlagen und diesen Aufmarsch zerschlagen! Aber das durften sie nicht. Stalin stand bis zuletzt im Bann der fixen Idee, die Briten wollten ihn zum Krieg mit Deutschland treiben, während sie selbst die Sowjetunion einkreisten. So schmierte und nährte die Sowjetunion die deutsche Kriegsmaschine bis zur allerletzten Minute weiterhin mit lebenswichtigen Gütern: mit Getreide, mit Öl und mit Nickel. Deutschland war vor der Eroberung von Narvik von allen Nickelvorkommen abgeschnit-

ten; und Nickel braucht man, um Geschosse zu bauen. Die Sowjetunion kaufte sogar auf dem Weltmarkt Kautschuk für die motorisierte deutsche Kriegsmaschine ein, die im Juni 1941 dann über sie herfiel. Diese Politik Stalins war eine Mischung aus Appeasement und vermeintlich schlauer Berechnung, genährt von der Hoffnung, die deutsche Kriegsmaschine werde sich erst einmal in das britische Imperium verbeißen und beim Versuch, die britische Insel selbst einzunehmen, erschöpfen. Das alles sind Seiten einer Gesamtkonstellation, die nicht in jeder Hinsicht ausgeleuchtet und ausinterpretiert ist.

Das gilt für die Politik der deutschen Seite aber genauso. Es war schon erstaunlich, wie es nach dem Abschluss des Paktes im August 1939 plötzlich nicht nur keine ideologischen Differenzen von Nationalsozialismus und Bolschewismus mehr gab, sondern mit welcher Intensität die alte kulturelle Verbundenheit zwischen Deutschland und Russland auch in der NS-Presse beschworen wurde. Schauen Sie sich die Literatur an, die 1939/40 in Deutschland über Russland erschien. Da ging es um die „deutschen Zaren“ (Peter und Katharina), um die vielseitige, sowohl künstlerische als bodenständige russische Kultur, um die alte Verbindung von Prussia et Russia, um den Geist von Tauroggen usw. Bis im Juni 1941 Goebbels dann in sein Tagebuch schrieb: Jetzt müssen wir die antibolschewistische Walze wieder auflegen. Die jungen Männer, die in einem abrupten Renversement der Allianzen jetzt in die Tiefen des russischen Raumes bis nach Moskau marschieren sollten, mussten dafür schließlich scharfgemacht werden.

Mich interessieren vor allem diese, oft ganz raschen und scheinbar paradoxen Wechsel und Dynamiken der politisch-militärischen Entwicklungen, denen die ideologischen und mentalen Prozesse zwangsläufig folgen (mussten). Auch ein Heinrich Böll zum Beispiel musste sich als junger Wehrmachtssoldat gegen alle seine literarischen Vorprägungen und menschlichen Regungen undurchlässig und unempfindlich machen, um diesen Ostkrieg psychisch durchzustehen. Oder nehmen Sie die fehlinterpretierten Bilder der Wehrmachtsausstellung, die ganz unmittelbar zu diesen psychopolitischen Konditionierungen hinführen: Wie konnte man die jungen Soldaten, die man in die Schlachten warf, am Besten scharfmachen? Indem man sie zum Beispiel an den verstümmelten Leichen der Exekutierten des NKWD vorbeiführte und ihnen erklärte: Seht ihr! So haust die



jüdisch-bolschewistische Bestie, wenn sie entfesselt ist, und ab jetzt gibt es kein Pardon mehr.

Ich habe mich immer gefragt, ob diese Whermachtsoldaten noch mit ihrem Dostojewski oder Tolstoi im Gepäck marschierten, der in Deutschland so intensiv gelesen worden war wie nirgends sonst auf der Welt? Ich denke hier zum Beispiel an meinen Onkel, der ein glühender Nationalsozialist war und als Arzt in Stalingrad verwundet wurde, wundersamer Weise überlebt hat (auch mit Hilfe russischer Ärzte), 1953 als Spätheimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft kam – und bei dem nach dem Krieg dann die ganze alte und neue russische Literatur im Regal stand, während die Leute ihn als Landarzt „den Russendoktor“ nannten. Krieg und Gefangenschaft sind eben auch eine Art, sich kennenzulernen. Für ihn war das alles ein Überlebensepos, und seine Schlussfolgerung daraus war, dass die Bolschewisten gefährlich waren und abgewehrt werden mussten; aber mit den „einfachen Russen“ und auch manchen Gebildeten, russischen Ärzten zum Beispiel, konnte man sehr gut zurechtkommen, im Gegenteil, die hatten sogar viele positive Eigenschaften bewahrt, die uns westlich-überzivilisierten Menschen abgingen. So konnten sich manche seiner frühen nationalsozialistischen Prägungen in eine ganz andere, tendenziell gegenläufige Richtung drehen.



Ich möchte noch einmal einen Gedanken entwickeln, der mir schon bei der Lektüre der „Bloodlands“ und noch einmal bei dem, was Timothy Snyder hier vortragen hat, gekommen ist: Wie und warum hat sich in den 1960/70er Jahren „Auschwitz“ als zentrale Metapher für den Holocaust, und in mancher Hinsicht sogar für die nationalsozialistische Vernichtungspolitik insgesamt, so durchgängig eingebürgert? Snyder hat plausibel dargelegt, wie die Auschwitz-Erzählung zu einer jüdischen und zugleich einer europäischen Rettungsgeschichte geworden ist. Und in diese Geschichte gehört dann eben auch die Rote Armee, die Auschwitz befreit hat, und also zur Rettung der Zivilisation beigetragen hat.

Meines Erachtens hat auf deutscher Seite für die psychische Ausblendung oder die notorische Ahnungslosigkeit, die viele der deutschen Massenverbrechen im

Osten bis heute umgibt, so die mörderische Besatzungspolitik in Polen oder das erste Kapitel des Holocaust, Babij Jar und die Massenerschießungen überall auf sowjetischem Territorium, eine große Rolle gespielt, dass gerade diese Dinge den deutschen Soldaten („Unseren Vätern, unseren Müttern“) am wenigsten entgangen sein konnten. Auch meine Mutter hat in dem unter Bomben liegenden Ruhrgebiet durch ihr ukrainisches Hausmädchen – die gab es ja in vielen deutschen Haushalten – vieles von dem mitbekommen, was sich dort abspielte, wenn das Mädchen ihr etwa erzählte: Bei uns zuhause in Charkow wird mit den Juden und Bolschewisten aufgeräumt. Das hatte sie offenbar aus Briefen erfahren, die sie von zuhause erhielt. Die sowjetische Kollektivierung hatte sie als katastrophische Zeit erlebt; und auch darüber hat sie meiner Mutter erzählt. Für sie dürfte dieser wohlgepflegte deutsche Haushalt, in dem sie Hausmädchen war (unklar, wie freiwillig oder erzwungen), auch eine Rettungsinsel gewesen sein. Sie konnte Pakete nachhause schicken, und vermutlich glaubte sie, auf Einverständnis zu treffen, wenn sie über all das berichtete. Meine Mutter sagte mir, dass sie das alles gar nicht habe hören und ertragen können, während ihr jüngerer Bruder vor Leningrad lag (oder schon gefallen war), und der ältere in Stalingrad eingeschlossen, dann verschollen war. Musste sich das, was da im Osten passierte, nicht irgendwann rächen? Und war gerade das nicht ein Argument, immer weiter machen zu müssen?

Die explizite oder implizite „Bindung im Verbrechen“, wie ich diesen Konnex einmal bezeichnet habe, war vermutlich eins der Geheimnisse des fatalistischen oder auch fanatischen Durchhaltens der Deutschen; aber gleich nach der Kapitulation dann auch ihrer vielfachen chamäleonhaften Anpassung und Häutung. Alliierte Reporter, die ihren Truppen 1945 auf dem Fuß folgten, aber auch Emigranten wie Hannah Arendt bei ihrem Deutschlandbesuch im Jahr 1950, stellten frappiert fest, dass es anscheinend nirgends Nazis gab oder je gegeben hatte. Keiner wollte es gewesen sein; alle wuschen die Hände in Unschuld; das alles war über sie gekommen. „Wie hat man uns betrogen“, schrieb auch mein Onkel aus dem russischen Gefangenenlager in einem seiner ersten Lebenszeichen nach dem Krieg.

Worauf ich hinauswill: Mir scheint, dass alle diese psychologischen Konstellationen und Erfahrungsschichten sich später um das „Auschwitz“-Narrativ herum

aggregieren konnten. Indem die deutsche Verantwortung für diesen ungeheuren Eroberungs- und Versklavungskrieg und für die unzähligen deutschen Kriegs- und Massenverbrechen im Osten sich im „Holocaust“ zusammenfassenden, und dieser sich wiederum metaphorisch in „Auschwitz“ lokalisierte, gerann alles zu einem stereotypen Bild und zu einer festen Formel gerann, wurde alles Geschehene, so absurd man das finden mag, viel kommensurabler, und ließ diese ganze heillose Vergangenheit sich sehr viel besser „bewältigen“ (wie dieser sprechende deutsche Ausdruck besagt), psychisch, intellektuell und praktisch.

Dass es die Sowjetische Armee war, die Auschwitz befreit hat, ließ sich in dieses Bild gut integrieren. Im Kern waren das eben immer noch die Russen, so wie es auch ein „Russlandfeldzug“ gewesen war, der 1945 zu seinem Ende kam und aus deutscher Perspektive das eigentliche, große Epos dieses Weltkriegs gebildet hat – im Unterschied zum alliierten Bombenkrieg, der viel niederträchtiger war, weil er doch nur die Zivilbevölkerung traf, während der Krieg im Osten eben ein richtiger Krieg war. Selbst das abschließende Wort Hitlers, wonach „dem stärkeren Ostvolk jetzt die Zukunft gehört“, da die Deutschen sich als unfähig erwiesen hatten, ein Herrenvolk zu sein – diese (nicht nur) von Albert Speer überlieferte letzte Message bringt das zum Ausdruck. Und selbst wenn sie nicht stimmt, ist sie so – als eine Art heidnisches Gottesurteil der Geschichte – weithin aufgenommen und gespeichert worden, oder sie entsprach sogar einem instinktiven Gefühl vieler, fast aller.

Dieses „stärkere Ostvolk“, die „Soffjets“ (wie Adenauer sie nannte), musste man sich – ich rede von der alten Bundesrepublik – zwar mit Hilfe der Amerikaner unbedingt vom Halse halten; aber letzten Endes würde man mit ihnen doch zu irgendeinem großen Ausgleich kommen müssen, wie nicht nur Willy Brandt oder Egon Bahr, sondern auch Franz-Josef Strauß oder Helmut Kohl immer gedacht haben. Und so war dann die deutsche „Gorbymanie“ vierzig Jahre nach dem Weltkrieg noch einmal ein sympathisches, aber auch hoch illusionäres Revival einer alt überkommenen deutschen Russomanie (nicht Russophilie wohlgermerkt) – an deren frühere Intensitäten und Ambivalenzen, am stärksten wohl in der Periode von 1900-1930, die Deutschen sich nach Stalingrad und nach Auschwitz, nach Berlin 1945 und 1961, und heute in der Ära Putins, nur

noch ganz von Ferne erinnern. Auch das ist freilich ein Stück deutscher Geschichtsvergessenheit inmitten des Dauerbeschusses der „History“-Channels.



Wir sprechen hier über historische Narrative als symbolische Räume und Orientierungen. Wie Karol Sauerland richtig gesagt hat, war „Auschwitz“ natürlich auch ein zentrales polnisches Narrativ. Damit wären wir also bei dem, was Timothy Snyder über die Erinnerungen und Geschichtspolitiken der „Nationalisierer“ gesagt hat.

Was das angeht, konnten die polnischen Kommunisten vor 1989, scheint mir, eine gar nicht so unplausible Mitte zwischen beiden Diskursen, dem sowjetisch internationalen und dem polnisch nationalen, finden. So entwickelte der offizielle Museumsführer von 1970, den ich besitze, eine durchaus geschlossene Erzählung über Auschwitz als einen Ort polnischer Selbstbehauptung und als Inbegriff des Vernichtungswillens des deutschen Imperialismus, der weiter drohte. Da Gespenst eines deutschen Revanchismus wurde schließlich als Bindemittel des polnischen Nachkriegsstaats wie seines unverbrüchlichen Bündnisses mit der Sowjetunion und den anderen Völkern Osteuropas dringend benötigt. Gerade Auschwitz eignete sich dafür, eben weil von seinem Lagerkomplex so viel übrig war, als der prädestinierte Gedenkort eines gemeinsamen Martyriums aller vom Nationalsozialismus angegriffenen und unterworfenen Völker des östlichen wie des westlichen Europa und damit eines Schicksals, das die Polen nur als erste getroffen hatte. Auch das war eine machtvolle, in sich geschlossene Erzählung, in der sich der Holocaust durchaus unterbringen ließ, nämlich als ein Teil des nationalsozialistischen Massenmords an polnischen oder sowjetischen „Staatsbürgern“. Warum die jüdischen Leiden in einem solchen Meer allgemeiner Leiden hervorheben? Das hatte seine eigenen Schlüssigkeiten.

Dem steht die Geschichte eines deutschen und eines jüdischen Auschwitz-Tourismus gegenüber, der auf vollkommen konträre, aus polnischer Sicht aber auch komplementäre Weise den einen als Pilgerfahrt, den anderen als „Sühnezeichen“ diene. Vor allem in der Zeit des Kriegsrechts der 1980er Jahre war es ein wiederkehrendes Thema in Gesprächen mit polnischen Bekannten, und ein

Punkt tiefer Erbitterung: nämlich dass die Deutschen wie auch die Juden exklusiv in „ihr Auschwitz“ wie an einen mythischen, exterritorialen Ort reisten, unter bereitwilliger Ausblendung all dessen, was um sie herum gerade passierte; und ohne auch nur annähernd zu verstehen, in welchem Verhältnis das vor allem von Polen bevölkerte „Stammlager“, in dem sich auch das Museum befindet, und das davon getrennte, tatsächlich fast exterritoriale Vernichtungslager Birkenau, also „ihr Auschwitz“, eigentlich zusammengehörten.

In dieses Bild passt auch der Verlauf des deutschen Historikerstreits in den späten 1980er Jahren, zu dessen Hauptergebnissen es gehörte, dass Jürgen Habermas' Satz sich mehr oder weniger autoritativ etablierte: nämlich dass der deutsche Nachkriegsstaat im Tiefsten auf Auschwitz gegründet sei. Joschka Fischer hat als Vizekanzler und grüner Außenminister später ex officio diese Formel mehrfach wiederholt und zur ethisch-politischen Grundlage einer deutschen Politik der Menschenrechte und Demokratie erklärt, und vor allem auch einer „besonderen Verpflichtung“ der Bundesrepublik gegenüber Israel. Abgesehen davon, dass selbst für Israel nur sehr eingeschränkt zutrifft, dass es „auf Auschwitz gegründet“ wäre – für die Bundesrepublik Deutschland ist das eine vollkommen abstrakte, kaum in politische Termini übersetzbare, zugleich aber auch äußerst anmaßende Selbstdeklaration.

Ich würde stattdessen sagen: Es war zunächst einmal die Totalität der Niederlage 1945, die das sichere Fundament geliefert hat, auf dem jeder deutsche Nachkriegsstaat sich neu zu begründen hatte. Deutschland hatte sich die ganze Welt zum Feind gemacht und die totalste aller Niederlagen erlitten – und danach war dann endlich Ruhe im Karton. Noch einmal vom Dolchstoß zu orakeln wie 1918 oder auf irgendeinen neuen Griff nach Weltmacht zu sinnen, war ein für allemal gegenstandslos geworden. Das zweite factum brutum war ab 1948 dann die neue Weltteilung und die Rolle der beiden Deutschland als Frontstaaten im Kalten Krieg, was ihnen einerseits wenig eigene Spielräume ließ, andererseits ihr Gewicht innerhalb der beiden, um sie herum konstruierten Bündnis-systeme aber umso mehr erhöhte. In diesem Weltzustand haben sich zumindest die Westdeutschen materiell wie mental ganz komfortabel eingerichtet.

Und zu diesem psychischen Komfort gehörte, etwas zynisch gesagt, auch, sich von der historischen Konkursmasse des verflissenen Reiches klar abzunabeln

und das Universum der deutschen Kriegs- und Verbrechen Geschichte des Weltkriegszeitalters in den „Auschwitz“-Topos zurückzufalten.

Für die Bürger der Sowjetunion bedeutete der Vaterländische Krieg mit seinen unfassbaren Menschenopfern und dann der siegreiche Ausgang dieses Kriegs eine machtvolle Überformung aller vorangegangenen Leidenserfahrungen. Für viele war dieser historische Sieg ein Medium oder Agentium nachträglicher Sinnstiftung oder moralischer Kompensation, sogar für viele der überlebenden Opfer des Stalinismus oder ihre Angehörigen. Das wird im russischen Herzland sicherlich anders verteilt gewesen sein als zum Beispiel in der Ukraine oder unter den Nationalitäten, die vor oder im Krieg als potentielle Agenturen des Feindes mit Terror überzogen oder deportiert worden waren. Auch zwischen Russen und Nicht-Russen gibt es vermutlich eine „geteilte Erinnerung“.

Aber das zentrale psychologische Faktum bleibt: dass angesichts des Versklavungs- und Vernichtungskriegs Hitlers für einen großen Teil der Sowjetbürger die Crash-Industrialisierung der 1930er Jahre in ihrer Verbindung mit der Kollektivierung und der Hungerkatastrophe, und selbst mit den Menschenopfern des „großen Terrors“, sich auf irgendeine Weise im Nachhinein als Akte einer vorausschauenden Politik Stalins darstellten. So falsch und so vollkommen unlogisch das auch war und ist – so „psycho-logisch“ nachvollziehbar ist es eben auch. Liest man etwa Svetlana Alexijewitschs „Secondhand-Zeit“ mit diesem ungeheuren Wirrwarr von Stimmen, die sich in ihre tief vergrabenen Erinnerungen und zugleich in die widersprüchlichsten Behauptungen und Erklärungen verwickeln – dann gibt es darin nichts Beherrschenderes als die Erfahrung dieses lange vergangenen, existenziellen Krieges. Und selbst Menschen, die im Großen Terror grundlos verhaftet, gefoltert und aus der Bahn geworfen worden sind, oder die Kinder von Ermordeten können dann zum Beispiel plötzlich sagen: Eigentlich bräuchten wir wieder einen Stalin; Russland zerfällt, und diese geopolitische Katastrophe macht alles zunichte, wofür wir gekämpft und gelitten haben ... Gerade bei diesen Stimmen kann man am klarsten sehen, wie der Vaterländische Krieg als eine nachträgliche Sinnstiftung und als ein Rettungs- und sogar Versöhnungsnarrativ fungiert – Versöhnung auch mit den eigenen zerstörten Biographien und Lebenserwartungen.



Eine letzte Bemerkung noch zu den generationellen Aspekten der Aufarbeitung dieser ganzen Geschichte in der Bundesrepublik, in der 68er-Diskurs sich ja in vielem durchgesetzt hat und mehr oder weniger hegemonial geworden ist. Der „Historikerstreit“ gehört in gewisser Weise auch dazu; und seither die rituelle Rede vom „Zivilisationsbruch“, der sich in Auschwitz manifestiert habe. Was natürlich in keiner Weise falsch ist, nur in vieler Hinsicht verkürzt.

Ich komme noch einmal auf meinen früheren Punkt zurück: Der vom nationalsozialistischen Deutschland 1939 entfesselte Aggressionskrieg, Eroberungs- und Versklavungskrieg als solcher ist schon ein ungeheures Verbrechen gegen die Menschlichkeit gewesen, das in Nürnberg durchaus zu Recht der erste und wichtigste Anklagepunkt gewesen ist. Damit mussten wir als die erste deutsche Nachkriegsgeneration zurechtkommen, und im Schatten und im Bann dieser Geschehnisse sind wir aufgewachsen. Die große Historikerdebatte der frühen 1960er Jahre handelte im Übrigen ja, wie man sich erinnert, von der deutschen Schuld am Ersten Weltkrieg. Also das auch noch!

Das war aber genau zu derselben Zeit, in der die Bilder aus den Vernichtungslagern erst wirklich ins allgemeine Bewusstsein traten, nicht zuletzt durch den Jerusalemer Eichmann-Prozess 1961 und den Auschwitz-Prozess in Frankfurt 1963. Wir als Nachgeborene mussten uns das alles ja irgendwie psychisch kompensierbar machen. Und dabei ist unsere Generation ziemlich verschlungene Wege gegangen.

Das entsprechende Kapitel meines Buchs „Das rote Jahrzehnt“ hatte ich überschrieben: „Felix Culpa“. Leider hat das niemand aufgenommen, obwohl dieser Titel immerhin auf eine Bemerkung von Hannah Arendt zurückging, die sehr spitz und präzise war; nämlich in einem Brief à propos von Hans Magnus Enzensbergers „Betrachtungen vor einem Glaskasten“, einem Essay über den Eichmann-Prozess. Darin sagte Enzensberger: Die Eichmänner von heute sind die Strategen der atomaren Vernichtung in Washington, aber wir merken das nicht, sondern schauen auf diesen Jerusalemer Glaskasten... Daraufhin schrieb Hannah Arendt an einen Zeitschriftenredakteur: „Oh felix culpa“! Wie kommt der junge Herr Enzensberger sich großartig vor, wenn er die hypothetischen atomaren Vernichtungsszenarien beschwört – und sie dem tatsächlich stattgefunde-

nen Judenmord von damals gegenüberstellt! Wohlgemerkt, diese Zeilen sandte sie nicht an Enzensberger selbst, sondern sagte ihm sozusagen in indirekter Ansprache, stellvertretend für die deutsche Nachkriegsgeneration: Ich werfe Ihnen ja nicht vor, dass Sie die deutschen Verbrechen relativieren und verkleinern möchten, nein, Sie erkennen sie durchaus an. Aber müssen Sie sich dafür auch noch eine Feder an den Hut stecken?

Unter dieser Perspektive einer „Felix culpa“ habe ich also mein Kapitel über die Bewältigung der deutschen Geschichte in meiner Generation, auch an meinem eigenen Fall, zu dechiffrieren versucht. „Auschwitz“ diente darin vor allem als universelles Argument einer moralisch-politischen Delegitimierung der Eltern-, aber auch der gesamten älteren Generation, gleich welche Rolle sie im Dritten Reich tatsächlich gespielt hatten. Genährt war das natürlich auch aus eigenen, robusten generationellen Ambitionen, mit durchaus elitären Zügen. Man selbst war als „Nachgeborener“ (im Sinne Brechts) diesmal jedenfalls ganz und gar auf der richtigen Seite und insoweit moralisch saniert, eine Art „reborn German“, wie man maliziös sagen könnte. Daraus folgte dann eine enorme moralisch-politische Selbsterhöhung und Selbstermächtigung, die man in ihren Extremen bis hin zum mind-set der RAF und der anderen terroristischen Gruppen durchbuchstabieren kann: Wenn „sie“ (die Herrschenden) so etwas „wie Auschwitz“ veranstalten konnten – was sollte uns dann nicht erlaubt sein?!

In abgemilderter Form einer recht komfortablen moralischen Selbsterhöhung zieht sich dieses Syndrom einer „Felix Culpa“ bis heute durch, wie ich behaupten möchte, und hat sich von den „68ern“ auf das Gros der bundesdeutschen Gesellschaft übertragen, spätestens mit der präsidentialen Ansprache Richard von Weizsäckers 1990, nicht zufällig im Moment der deutschen Vereinigung. Dabei geht es mir gewiss nicht darum, dieses Syndrom einer „Felix Culpa“ zu denunzieren – allerdings immer noch darum, es genauer zu beschreiben.

Was soll man, um ein allerjüngstes Beispiel zu zitieren, von dem mit riesigem Aufwand und prominenter wissenschaftlicher Begleitung produzierten, mit großer publizistischer Begleitmusik präsentierten Fernseh-Dreiteiler „Unsere Väter, unsere Mütter“ halten – einer didaktisch und exemplarisch verstandenen Geschichte, in der nahezu nichts stimmt und deren atemverschlagende Ignoranz dann doch einigermaßen verstörend ist? Noch verstörender ist allerdings, dass



das offenbar kaum jemandem aufgefallen ist, sondern dass diese Produktion von vielen prominenten Feuilletonstimmen aufs Lebhafteste akklamiert wurde. Dabei, was soll man eigentlich verlogener an dieser Story finden: diese reihum verliebte deutsch-jüdische Swingjugendgruppe in Berlin Anno 1941; die junge Sängerin, die sich für ihren jüdischen Freund (na gut, ein bisschen auch für ihre eigene Karriere) einer SS-Charge hingibt; den steifen, eifrig-pflichtbewussten Jungoffizier, der am Ende aller Schlachten seinen Vorgesetzten erschießt, desertiert und als Waldrusse an einem See sitzend von Feldgendarmen aufgegriffen und exekutiert wird; während sein sensibler, den Krieg hassender jüngerer Bruder sich in eine berserkerhafte Tötungsmaschine verwandelt, aber dafür wenigstens seinen jüdischen Freund rettet, indem er ebenfalls einen SS-Offizier erschießt, der diesen jüdischen Freund gerade festgenommen hat; kurz nachdem dieser seinen polnischen Mitpartisanen entronnen ist, die ihn ihrerseits beinahe umgelegt und jedenfalls verstoßen haben, weil er aus einem überfallenen Zug jüdische Häftlinge, die in voller Sträflingsmontur nach Auschwitz verschickt werden sollten, befreit hat, während die Polen sie nur zu gerne ihrem Schicksal überlassen hätten. Ach ja, und dann ist da noch die fünfte aus dem Bunde der verliebten Singjugendgruppe, die im deutschen Feldlazarett in Russland eine als Krankenschwester getarnte jüdisch-sowjetische Ärztin erst freundlich anspricht, dann jedoch denunziert; nur um im Frühjahr 1945 eben von dieser, nunmehr als illustre Sowjetkommissarin auftretenden Jüdin vor der obligaten Vergewaltigung durch die betrunkenen Rotarmisten mit der Pistole gerettet zu werden. Und so treffen die drei Überlebenden (zwei Frauen und der Jude) sich dann wieder in ihrem alten Café an der Ecke, genau wie sie es sich 1941 geschworen hatten, und das Leben geht weiter.

Kein Klischee ist ausgelassen, kaum irgendein Detail stimmt oder ist auch nur plausibel; und das nach jahrzehntelangen Debatten und Forschungen, tausenden von Büchern und Artikeln, Schullektionen und Aufklärungsfilmern, präsidialen Ansprachen und einer scheinbar schonungslosen Bereitschaft zur Aufklärung und Selbstkritik! Das ist ein eindrucksvoller Beweis dafür, in welchem Grade die erinnernde „Bewältigung“ all dessen, was Timothy Snyder als eine Geschichte der „Bloodlands“ beschrieben hat, nur partiell von vorhandenem Wissen bestimmt, in vielem dagegen noch immer von mächtigen Impulsen einer

versöhnenden Selbstidentifikation diktiert wird, die am Ende – willentlich oder unwillentlich – auf eine paradoxe moralische Selbsterhöhung hinausläuft.

-----

(Die letzte Passage über „Unsere Väter, unsere Mütter“ habe ich im Kolloquium nicht vorgetragen, sondern sie entspricht einer gekürzten Passage in meiner Laudatio, dort im Anschluss an meine Bemerkungen zur „Wehrmachtsausstellung“. – Insgesamt ist der vorstehende Text eine weiter ausgearbeitete Zusammenfassung der Punkte und Argumentationen, die ich in meinem Eingangsstatement und in den weiteren Diskussionen vorgetragen habe.)